

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Das Libdinghüsle

urn:nbn:de:bsz:31-62031

kein Segen für uns Bauern. Sie nehmen uns die Arbeitskräfte oder verteuern sie wenigstens.“ — „Knöpflebauer,“ antwortete darauf der Hinkende, „nehmt es mir nicht übel, aber davon versteht Ihr nichts. Ihr solltet eher froh sein, daß es solche gibt, denn die deutsche Landwirtschaft könnte den riesigen Menschenzuwachs weder beschäftigen, noch ernähren, und außerdem ist dies eine müßige Frage, denn Ihr werdet doch im Ernst nicht glauben, daß es angehe, der Industrie den Betrieb zu erschweren, um damit der Landwirtschaft einen Dienst von sehr zweifelhaftem Werte zu leisten. Die Industrie hat so schon genug um ihr Leben zu kämpfen; damit ist es also nichts. Ich muß Euch hier wieder an das schöne Wort erinnern: *Suum cuique!* — Jedem das Seine.“ — „Ihr habt da eben von der großen Volksvermehrung gesprochen,“ bemerkte darauf der Knöpflebauer, „die ist aber doch sicher kein Segen. Woher kommt sie? Daher, daß der Staat jedem das Heiraten erlaubt, ohne zu fragen, ob er auch im Stande sei, eine Familie zu ernähren.“ — „Da bin ich nun anderer Ansicht,“ erwiderte der Hinkende, „ich sehe doch noch lieber eheliche Kinder herumlaufen als uneheliche, und eine Zunahme der letztern und gar nichts anderes wäre die Folge der Beschränkung der Eheschließungen. Und wenn man wirklich Schranken ziehen wollte, wo wären da die Grenzen, wo müßte man anfangen und wo aufhören? So manches Pärchen, das mit nichts anfing, hat es doch noch zu etwas gebracht und dem Staat tüchtige Söhne und Töchter geschenkt. Denkt auch hier an den Spruch, den ich Euch heut schon wiederholt gesagt habe. Nun, Peter, wie hieß er doch gleich? Ihr habt ja doch Latein studiert, wie Ihr oft sagt,“ und der Peter antwortete prompt: „*Summa Kathinka, das heißt: Jedem das Seine!*“ und nach dieser schönen Leistung sah er sich stolz im Kreise um.

Der Hinkende hatte eigentlich damit seine Standrede für diesmal schließen wollen, der Peter aber hätte gerne sein Licht noch ein wenig länger leuchten lassen, deshalb sagte er: „Die große Volksvermehrung gibt auch mir manchmal viel zu denken; darin geht es mir wie dem Knöpflebauer. Das Proletariat nimmt doch in bedenklicher Weise zu.“ — „Das Proletariat, woltet Ihr sagen,“ verbesserte der Hinkende, „so nennen sich diejenigen, die von der Hand in den Mund leben; es kann eben nicht jeder Knöpflebauer sein. Weitans die meisten „Proletarier“ sind aber zugleich fleißige Mitbürger, die ihr Brot in Ehren verdienen.“ — „Für die aber wir Stüren in Umlage bezahlen müße,“ warf der Knöpflebauer dazwischen, der wieder Oberwasser zu bekommen anfing. „Wenn Ihr nur immer mit Euren „Stüren in Umlagen“ aufstrumpfen könnt!“ entgegnete der Hinkende. „Ich will Euch für heute darauf nur eines erwidern. Euer Jakob ist, soviel ich weiß, gegenwärtig in Karlsruhe bei den Grenadiern, er ist ein strammer Bursch und würde, wenn's sein muß, mit einem Duzend Franzosen fertig, nur dürsten sie nicht auf einmal, sondern hübsch einer nach dem andern

kommen. Jetzt denkt Euch aber die allgemeine Wehrpflicht wäre abgeschafft worden, weil die Knöpflebauern von Konstanz bis nach Königsberg doch lieber keine Steuern zahlen möchten, denn was man hergibt, das hat man bekanntlich nimmer, das Reich aber kann ohne Geld keine Soldaten halten. O zerum, Knöpflebauer, da könnt's an einem schönen Tag schief gehen! Euren Hof könntet Ihr noch keine halbe Stunde allein verteidigen, wenn ein Feind im Lande wäre, mit Euren Mistgabeln und Dreschflegeln, besonders wenn Euch gerade noch die Knechte davongelaufen sind, weil Ihr es ihnen wüßt gemacht habt. Wie froh seid Ihr doch da, wenn Ihr denken könnt, daß unsere braven Soldaten, die mit Euren Steuern erhalten werden, Euch den Feind vom Leibe halten, und daß wir soviel Soldaten haben können, weil das Proletariat mit für die Volksvermehrung gesorgt hat. Ich glaube, in einem solchen Fall würden Ihr auch nicht mehr über die große Volksvermehrung schimpfen, sondern im Gegenteile wünschen, es wären noch ein paar mal hunderttausend mehr. Seht Ihr, das war nun bald ein, wie einfältig und kurzichtig Euer Peter auf einmal begeistert aus, „der Hinkende hat recht! Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ — „Das ist das beste Wort, das Ihr heute noch gesagt habt,“ sagte der Hinkende, „und drum soll es für heute auch das letzte sein. Auch ist's schon spät geworden, darum gute Nacht, liebe Freunde, und auf fröhliches Wiedersehen im nächsten Jahre!“

Das Zibdinghüsle



Die Hinterbäuerin hatte nichts von dem an sich, was man schön nennt. Stechende graue Augen, aufgeworfene Lippen und eine plumpe Stumpfnase saßen trohzig in einem gelbhäutigen Gesicht. Die schwarzen Haare fielen, was nicht im Pöpsel befestigt war, in langen wilden Strähnen über die Schultern und gaben ihr ein zigeunerhaftes Aussehen. Vom Gestell will ich schweigen. Das wußte

solche Absonderlichkeiten auf, daß deren Aufzählung und Vorführung nur mit Verletzung der guten Sitte geschehen könnte.

Nichtsdestoweniger fühlte sich die Hinterbäuerin trotz einer und glaubte, daß mindestens auf zwanzig Stunden in der Kunde keine mehr von ihrem Wert zu finden sei. Hatte sie nicht Haus und Hof, weit- ausgedehnte Matten und Acker, einen großen Wald, in welchem dunkle, himmelanstrebende Tannen nur der Art des Holzhauers warteten, um in blinkende Goldstücke verwandelt werden zu können. Und hatte sie nicht einen Mann, der vollständig ihrem Willen sich beugte, der, wenn sie es befahl, Mann, und, wenn sie es haben wollte, auch wieder Weib war und im Broteinschneiden und Kaffeelochen eine besondere Geschicklichkeit entwickelte. Und war ihr Mundwerk nicht der Schrecken der Gegend, und hütete sich nicht jedermann, ihren Zorn herauszufordern?!

Ja, die Hinterbäuerin war eine, und was ihr Mundwerk anlangte, gab es im ganzen Land nichts zweites in der Art. Das war den ganzen Tag in feierhafter Lätigkeit, und war es einmal so recht im Gang, dann war das Abstellen des größten Mühlrades ein Kinderspiel gegenüber der Bändigung dieser Zunge.

Alle Menschen, Ledige und Beweibte, Große und Kleine, Reiche und Arme, hatten in ihren Augen einen Makel, welchen ins gehörige Licht zu setzen sie für ihre heiligste Pflicht hielt. Ihr Sohn Fritz allein fand Gnade vor ihren Augen, und was sie andern Gutes nimmt, das häuft sie auf diesen ihren Liebling. „Er isch,“ sagte sie, „stark wie ne Muni, g'scheut wie ne Fux und brav wie ne Lamm.“

Wohlt kann man von einem Bauernsohn nicht verlangen. Und wenn die Hinterbäuerin sein Lob auch etwas zu hoch sang, das mußte der Neid gelten lassen, daß Fritz ein ganz netter, gesunder und bescheidener Bursche war, so daß einem hinsichtlich des Spruches: „Wie der Acker, so die Rüben!“ die Frage vorschwebte: „Wie kann nur so ein böses Weib solch einen guten Sohn haben?“

Bis zum zwanzigsten Jahr war der Fritz der Mutter in allem gehorsam. Befahl sie Gott, so ging er rechts, und kommandierte sie Hüft, dann machte er links. Aber seit einigen Wochen stand das Verträglichkeitsbarometer sehr tief, und man konnte nicht wissen, ob es nicht plötzlich auf Sturm sinken würde.

An diesen Mißhelligkeiten war, wie das ja oft geschieht, die Liebe schuld. Der Fritz liebte ein hübsches Mädchen. Es hatte Backen wie Apfel, perlweiße Zähne, blaue Augen und seidenweiche, blonde Haare, eine schlanke und doch kräftige Postur und vor allem ein heiteres Gemüt und ein grundbraves Herz, aber — und das war in Fritzens Mutter Augen der Hauptfehler — nur eine kleine Mitgift zu erwarten.

„Also wege dem,“ sagte sie, „soll i mi miner Lebzig plogt und verschunde ha, aß du, mi einzig Ghind, mi Fleisch und Bluet, mi Hoffnig und mi Stolz, dich an eso ne Bettelmaidli henke chasch. Wege dem han i g'hust und g'part und g'rackeret, aß eso

ne Bettelprinzessin cha do ine hocke und die groß Madam spiele! Nei, Fritz, do goht üst Meinig jets wit usenander, und wenn d' nit abgisch mit dene Dummheite, so gang i ins Wasser, berno chasch mache, was de witt, aber so lang i leb', chunnt kei Bettelmensch in des Hus als Suhnsrau. Das schwör' i bi Gott und alle Heilige!“

„Und i schwör,“ rief Fritz im höchsten Grad erregt, „wenn r im Meili no eimol Bettelmensch sage, so nimm i d'r Revolver und verschieß mi. Lieber tot si, as eso ne brav und unschuldig Maidli verschimpfiere lo, lieber sterbe, as eso e herzlos, wüest Gschwätz ahöre, lieber d'r Höll zue, as en anderi neh. Au i schwör': Wenn i 's Meili nit ha darf, so nimm i kei andri! So, jets wissen r's!“

„D du vermessene Bueß, het di denn des — Bettel . . .“

„Mueter, sage das Wort nimmi, oder, so woher e Gott im Himmel isch, i verschieß mi; mi Seel, i verschieß mi!“

„D du undankbar Ghind, weisch denn gar nimmi, aß i di Mueter bi? Het di des Maidli denn ganz verruckt g'macht, aß d' nimmi uf mi loje witt, wo-n i's doch so guet mit d'r mein' und immer nur guet g'meint ha!“ sagte sie meinerlich und die Schürze an die Augen haltend, weil sie sah, daß sie mit Gewalt nichts ausrichten konnte. „D Fritz, folg doch diner Mueter und los' nit uf ander Lüt und los' di nit verschühre vo-m eso ne Bettel . . .“

„Mueter, schimpfe nit! Ihr wisse, was i g'schwore ha, und i halt's!“

„D Fritz, mi liebe Fritz, het di denn des Maidli ganz verheret? Darf denn di Mueter gar nüt meh sage?“

„Ihr chönne sage, was Ihr wenn, aber 's Meili los' i nit verschimpfiere. Es verdient's nit. Ghinder stirb i!“

„Fritz, jets sei vernünftig,“ sagte die Mutter, indem sie ihm schmeichelnd den Arm um den Hals legte, „Fritz, sei vernünftig und los' jets, worum is nit ha will, aß du 's Meili nimmsch: Lueg, mer henn e schöne Hof, e große Hof, aber, und das wisse halt viel Lüt nit, au großi Schulde. Nimmsch du jets en arm Maidli, so chunmsch diner Lebzig nit us de Schulde und ich?! — nei, i darf nit dra dente, cha in der alte Hütte-n uss Libbing und ha doch miner Lebzig g'schunde-n, aß i emol im Alter e recht Libbinghüskli chönnt baue lo. Aber, wo soll me 's Geld derzue neh, wenn du eso nen arme Tropf hivote tät'isch? Siehsch, wege dem isch's, und aß du siehsch, aß is nur guet mit dir mein', mueß i d'r sage, aß i scho mittem Maierbur g'schwächt ha wege dir und finer Tochter. Er isch iverstande-n und lueg, das wär' e Partie für di. D' Tochter isch nett, stink und suser und kriegt emol so zwanzigtusig Mark. Jets sag, witt folge oder wie heßch's? Witt di Mueter mit G'walt unter d'r Bode bringe?“

„Nei, Mueter, unter d'r Bode sollen Ihr nit, aber bringe doch au mich nit drunter. I will alles tue, was Ihr nur ha wenn; aber 's Meili chan i nit



verlo. Das loßt mi Herz nit zue und au mi Ehr' nit; denn i ha's im Meili g'schwore, es und kei andri müeß mi Frau geh. Soll i meineidig werde, soll i z' Grund goh us Gram und Chummer wegem Gelbiack?! Mueter, wenn Ihr das verlange, isch Guri Liebi zue mir nit wit her, sell will ich jeh gseit ha!"

"Nu," sagte die Mutter, "wenn d' denn gar kei Vernunft witt anneh, so mach, was d' witt. Aber mi Sege gib i nit, wenn du 's Meili nimmisch, jeh weisch's."

Seit dieser Unterredung sind schon wieder sechs Monate im Strom der Zeit verschwommen, ohne daß die Lage der Dinge eine andere geworden wäre. Der Fritz geht still seinen Geschäften nach und die Mutter sinnet und brüet.

Am meisten litt das Meili, das wirklich ein sehr gutes, braves Mädchen war. Es liebte den Fritz treu und innig und hätte ihn ebenso geliebt, wenn er auch nicht der Erbe eines Bauernhofes gewesen wäre. Es liebte ihn um seiner selbst willen, und konnte ihm nicht entsagen, und das um so weniger, als er soinnig und herzlich bat, das Meili möchte ihn den Unverstand der Mutter nicht entgelten lassen, sondern fest an seine Liebe glauben und auf seine Treue bauen. Ohne den Segen der Mutter könne und wolle er zwar nicht heiraten, aber Gott, der keine wahre Liebe verlasse, werde Mittel und Wege finden, um den Eigensinn der Mutter zu brechen. Bis dahin wollten sie in stiller gegenseitiger Liebe ihren Trost suchen.

Solche Worte trösteten Meili, und sie zweifelte keinen Augenblick, daß sie doch noch als Fritzens Frau in den Hinterbauernhof einziehen würde. Ob etwas früher oder später, das ließ sie ziemlich kalt. Die Hauptsache, Fritzens Liebe, besaß sie ja, auf das andere konnte sie warten. Aber weh tat es ihr doch, daß sie, wenn auch unschuldigerweise, die Ursache des Zerwürfnisses zwischen Fritz und seiner Mutter war. Das nagte an ihrem Herzen und beunruhigte ihr zartes Gemüt, und obwohl sie sich absolut keines Unrechtes bewußt war, wäre sie doch zu Fritzens Bestem der eigensinnigen Frau zu Füßen gefallen, um den Dämon des Grolls aus ihrem Herzen zu bannen, wenn es Fritz nur zugelassen hätte. Der aber sagte: "Nei, Meili, das tueßch nit! Du chennsch mi Mutter nit. Wenn die öbbis im Chopf het, derß me nit nogä,

funst verspielt me. Mer bliben eifach ledig, bis es d'r Mueter langi Zit macht, und isch emol die lange Zit do, derno wird sie sich scho no andersi b'sinne. Oder sag, Meili," fragte er, sie zärtlich streichelnd, "sag, witt mer nit warte, goht's der z'lang?"

Heiße Tränen stürzten aus Meilis blauen Augen und rollten als glibender Tau in die reizenden Grübchen der purpurangehauchten Wangen.

An seine Brust sinkend, sagte sie schluchzend: "O Fritz, das isch di Ernst nit; das isch e müeßigi Froeg, aber doch tuet's mer weh. De weisch jo, i bi und blib di, jeh und in alli Ewigkeit. I müeß jo, i cha nit anderscht!"

Fritz drückte sie an seine warme Brust, an sein laut pochendes Herz und tröstete sie mit den zärtlichsten Worten. Meili solle ihm nicht böß sein, sagte er.

Er habe es eben über alles lieb, da mache man gern ein Späßli, auch tue es einem gar nohl, wenn das liebe Mädchen ob solcher Frage in Tränen und Erregung gerate. Solche Tränen seien

Bestätigung des schon oft vom lieben Mund Gehörten. Es solle nur keinen Kummer haben. Er bleibe ihm gut und wenn die ganze Welt sich dagegen aufbäume, so werde doch noch die

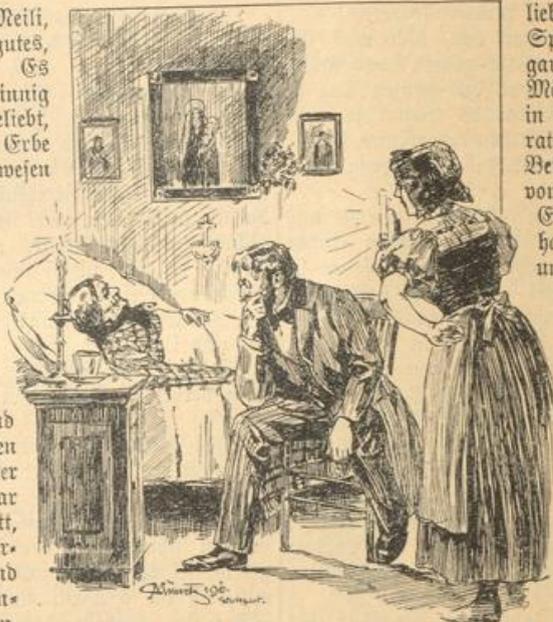
Stunde kommen, wo sein liebes Meili als ebenso liebes Frauell sein Haus einführen könne.

"Jeh, Fritz, isch's mer aber doch ball verleidet. D'r Vatter wird alt und cha nimmi schaffe und g'spür's au anange in Bei, i möcht' jeh ball uf's Libbing. Drum sag,

hesh der's ball überlegt mit 's Maier's Tochter?" sagte eines Tages die Hinterbäuerin zu ihrem Sohn.

"I ha-n ech's jo scho vor me halbe Johr gseit, wie-n i bsunne bi und doberbi blib' i. Wenn i 's Meili cha neh, so mach' i in vierzeh Tage Hochzit, im andere Fall nimm i gar keini. An's Maier's Tochter han i no kei Augeblick denkt. Wenn au 's Meili keini Nichttümer mitbringt, so het's doch e guet Herz, isch flißig, g'schickt und sufer, und wenn mer au kei neu Libdinghus baue lo chönne, so isch doch im zweite Stock Platz gnueg für Ech: e Stube, e Chuch und e Chammere, und Ihr sin mir und im Meili nit im Weg."

"I will aber nit in der Hütte si uf em Libbing. I will e neu Hüßli, aß du's weisch, und nebe dem Meili will i scho gar nit si, 's wär' mer wie Ört



Der herbeigeholte Doktor schüttelte ganz bedenktlich den Kopf.

und Galle; denn des Lier het di verherzt, des cha nit anderst si!"

"Se nu," sagte Fritz, "so warte mer halt mit em Drote. Mir presfiert's nit." Damit ging er seinem Geschäft nach.

Die Mutter aber ging im Zorn hinaus in den Garten, um das Unkraut auszureißen, wobei sie sich bei dem windigen Regenwetter derart erkältete, daß sie noch vor dem Nachtessen ins Bett mußte wegen des heillofen Stechens auf der linken Seite. Als sie aber im Bett war, ging es erst recht los und der herbeigeholte Doktor schüttelte ganz bedenklich den Kopf. "Jungenentzündung im höchsten Grad," sagte er, "die Frau ist alt, es ist die Frage, ob sie es überhaupt, wir wollen unser möglichstes tun."

Der Doktor hatte sein möglichstes getan, die Angehörigen auch, aber es war nicht besser, sondern schlimmer geworden, und jetzt kämpft sie mit dem Tod und spürt, daß sie nicht mehr Meister wird. Jetzt an der Schwelle der Ewigkeit nehmen Stolz und Hochmut Abschied von ihr, die Furcht nimmt Besitz von ihrem verzweifelten Herzen und Gewissensrisse foltern ihre Seele.

"Fritz," sagte sie ächzend und stöhnend, "Fritz, i ha nit verjündigt, jetz muess i's büesse, i muess sterbe und krieg e neu Hüsi, aber es grust mer d'rvoor. 's isch jetz emol so, aber du muessch no glücklich si. Nimm di Meili, Fritz, und verzeih mer und sag au im Meili, es soll mer verzeihe. Adje, Fritz, leb wohl und vergiß di Mueter nit!"

So hat sie noch eine Weile fortgesprochen; dann aber wurde die Stimme schwächer und schwächer, der Atem stockte und sie war nicht mehr.

Zwei Tage später wurde sie in ein nagelneues Häusle gelegt. Darin liegt sie nun ganz ruhig und zufrieden, und Meili, das nach der Trauerzeit Fritzens glückliche Frau wurde, ist ihr nicht mehr im Weg.

Der Fritz und 's Meili gehen aber jeden Sonntag auf ihr Grab. Denn der Fritz sagt: "D' Mueter het ihri Fehler g'ha, aber mit mir het si's nur guet gemeint, und nur d'r Unverstand isch d' Schuld gsi, daß sie mir mi lieb Meili nit het wölle lo. Gell, Meili, du verzeihst ere?"

Und das Meili weinte eine Träne und sprach ein süßes Gebet als Antwort.

Tabak und Schnaps.

Im Jahre eintausendachtundzweiundsiebzig war es doch noch schöner auf der Welt als heute. Der Himmel schien mir blauer, die Sonne goldener, die Sterne hatten hellern Glanz, — über mir hingen Baggeigen, zur Rechten und Linken Zimbeln und Klarinetten, und auf allen meinen Wegen blühten am Rande die Blumen meiner ungetäuften Hoffnung. Das macht: ich war damals siebzehn Jahre alt und hatte allerlei tolle Pläne im Kopf, in der Tasche aber leider Gottes gar nichts und drum blieben diese schönen Pläne alle im Kopf. Meine Eltern waren arm und konnten nicht einmal meinem un-

ruhigen Geist durch richtige Ausbildung eine solide Grundlage geben.

Mit zwölf Jahren mußte ich schon in einer Ziegelhütte mein Brot verdienen, und ich hatte ungefähr das Gefühl eines zum Fliegen bestimmten Vogels, dem die Flügel gestutzt worden sind. Die Arbeit war schwer, aber ich war noch jung und gesund und der Körper hätte sie ohne große Mühe verrichtet, wenn nur der unruhige Geist sich hätte beschwichtigen lassen und zufrieden geben können. Das tat er aber nicht und ich kam mir recht unglücklich vor bei der dreidigen Arbeit, und der geringste Anlaß war mir zur Niederlegung der Arbeit genügend. Und so kam es denn, daß ich oft nach neuen Stellen Umschau halten mußte; denn gegessen mußte ich haben, und ohne Arbeit bekam ich nichts, die Lustschlöffer aber stehen sehr niedrig im Kurs.

Auch im Wonnemonat Mai des Jahres 1872 suchte ich wieder eine Stelle. Zu diesem Zweck las ich die Inserate der verschiedenen Blätter, und mein Streben richtete sich auf einen Ausläuferposten; ein solcher, dachte ich, erweitert meinen Gesichtskreis und läßt mir mehr Zeit zum Lesen; denn dieses war mein Hauptgenuß.

"Ein junger Bursche von 16—17 Jahren wird gesucht Klarastraße Nr. 13." So stand im Anzeigenteil der "Basler Nachrichten". Siebzehn Jahre bin ich ja, das wäre am Ende für mich. Wenn nur die unheilvolle Hausnummer nicht wäre, dachte ich. Dreizehn, das hatte ich gelesen, bedeutet Unglück. Ich wäre also gewiß nicht hin, wenn der Hunger nicht gewesen wäre. Aber dieser war schon zwei Tage daran, mir den Meister zu zeigen. Gezwungen durch ihn ging ich also nach der Klarastraße Nr. 13. Die nette, freundliche Frau, die mich empfing, schien mir auch gar nicht so unheilverheißend.

"Ah," sagte sie, "Sie kommen gewiß wegen der ausgeschriebenen Stelle. Ich weiß aber nicht, ob sie für Sie geeignet sein wird," setzte sie, indem sie mich betrachtete, hinzu. "Sie müßten nämlich aufs Land in eine Ziegelhütte. Mein Mann hat viele Jahre hier als Backer in einer Fabrik gearbeitet. Aber jetzt, wo so riesig gebaut wird, hat er wieder an sein altes Handwerk gedacht. Wir haben in Oberbränd einen Acker gekauft, und dort ist er jetzt am Backsteinmachen und da sollte er notwendig einen jungen Burschen haben. Aber für Sie wird es doch nicht sein."

Die Frau setzte deshalb Zweifel in meine Fähigkeit, weil ich damals, obgleich kräftig und groß, doch so ein mädchenhaftes Aussehen hatte, daß ich, mit der nötigen Bewandung angetan, ganz gut als ein Exemplar des schönen Geschlechtes hätte ausgestellt werden können.

"Wenn ich Ihnen aber sage und durch Zeugnisse beweise, daß ich schon seit Jahren in Ziegelhütten tätig war, was dann?" fragte ich die Frau.

"Ja, das wäre freilich recht, und Sie würden meinem Mann sehr willkommen sein. Wollen Sie also gehen?"

